

**Deutsches
Schauspielhaus
Hamburg
Anatomie
eines Suizids**

Anatomie eines Suizids

von Alice Birch
Deutsch von Corinna Brocher

Clara
Anna
Bonnie
Hans
Jakob
Jo / Laura / Lola
Dirk / Kay / Felix / Luke
Tim / Toby / Steve / Mark
Emma / Karen / Flora / Esther /
May / Diana
Anna (Kind)
Flora (Kind) / weitere Kinder

Julia Wieninger
Gala Othero Winter
Sandra Gerling
Paul Herwig
Tilman Strauß
Josefine Israel
Christoph Jöde
Michael Weber

Ruth Marie Kröger
Tikki Thöne
Sonja Weißer

Regie
Regiearbeit
Bühne
Kostüme
Licht
Komposition
Sounddesign
Dramaturgie
Stage Management
Regieassistenz
Bühnenbildassistenz
Kostümassistenz
Soundassistenz
Dramaturgieassistenz
Inspizienz
Soufflage
Korrepitition
Tiertrainerin
Regiehospitantz
Kostümhospitantz

Katie Mitchell
Lily McLeish
Alex Eales
Clarissa Freiberg
James Farncombe
Paul Clark, Melanie Wilson
Donato Wharton, Melanie Wilson
Sybille Meier
Lawrie McLennan
Julia Redder
Sanghwa Park, Anja Ruschival
Tabea Harms, Anna-Leena Rieger
Harry Linden Johnson
Finnja Denkewitz
Vicky Marais, Olaf Rausch
Evelyn Wietfeld
Catharina Boutari
Daniela Roock
Wiebke Green, Jule Weber
Robin Bode, Lena Brümmer

Technische Direktion: Gotthard Wulff / Technische Leitung: Paul Strugalla /
Produktionsleitung: David Wrobel / Bühneninspektion: Fred Wulf /
Technische Einrichtung, Theatermeisterin: Tina Hinssen / Bühnen- und
Fahrtechnik: Holger Lehmann / Beleuchtung: Jürgen Eikhof, Marion
Schünemann, Jan Vater / Leitung Ton und Video: Kai Altmann / Ton:
André Boučekir, Christian Jahnke, Roman Schneider / Video: Alexander
Grassek, Peter Stein / Leitung Maske und Haartrachten: Susan Kutzner /
Maskenbildnerinnen: Elisa Zarniko, Julia Christine Christiani, Step-
hanie Zernikow / Leitung des Kostümwesens: Geseke Brandis, Susanne
Günther-Müller / Gewandmeisterinnen: Pia Reifenrath-Sacher, Anne
Scheerer / Kostümmalerei: Catja Schilling / Leitung Requisite: Jörn
Woisin / Requisite: Arben Dragaj, Flora Mariana Janzen, Michael Ritter /
Werkstattleitung: Thorsten Großer / Projektleitung Konstruktion:
Marcel Franken, Lennart Hohenschurz / Malsaal: Raphael Schierling /
Dekorationsabteilung: Elisabeth Schultz / Tischlerei: Johanna Nölker /
Schlosserei: Mattis Speck / Theaterplastik: Sabine Kanzler

Deutschsprachige Erstaufführung: 17/10/2019 / SchauSpielHaus

Spieldauer: ca. 2 Stunden,
keine Pause

Aufführungsrechte Rowohlt Theater Verlag, Hamburg



Vorsicht, Lebensgefahr

Sind Sie verzweifelt oder hegen suizidale Gedanken oder stellen diese bei Bekannten fest, wenden Sie sich bitte an Menschen, die dafür ausgebildet sind.

Wenn wir Google oder eine andere Maschine mit der Suche nach Suizid, Selbstmord oder Freitod beauftragen, stoßen wir am Ende der vorgeschlagenen Seiten immer wieder auf Aufforderungen dieser Art. Es folgen diverse Telefonnummern oder weitere World-wide-web-Adressen zur Suizidprophylaxe. Ob es sich um die Programmankündigung einer Fernsehsendung, einen wissenschaftlichen Beitrag oder die Rezension einer Aufführung handelt, die von Suchmaschinen ausgewählten Texte sind von tiefgreifender Furcht durchdrungen, bereits die bloße Rede von der Selbsttötung verfüge über eine hochansteckende Wirkung. Die Worte selbst erscheinen infektiös und toxisch. Sie bedürfen einer unbedingten Warnung. Paradoxe Weise werden sie gerade dadurch unmöglich gemacht. So zeigt es sich auch im jahrhundertlangen Ringen um den korrekten Begriff für das gewaltsame Beenden des eigenen Lebens. Es fehlen buchstäblich die richtigen Worte, während die falschen gleich sanktioniert werden.

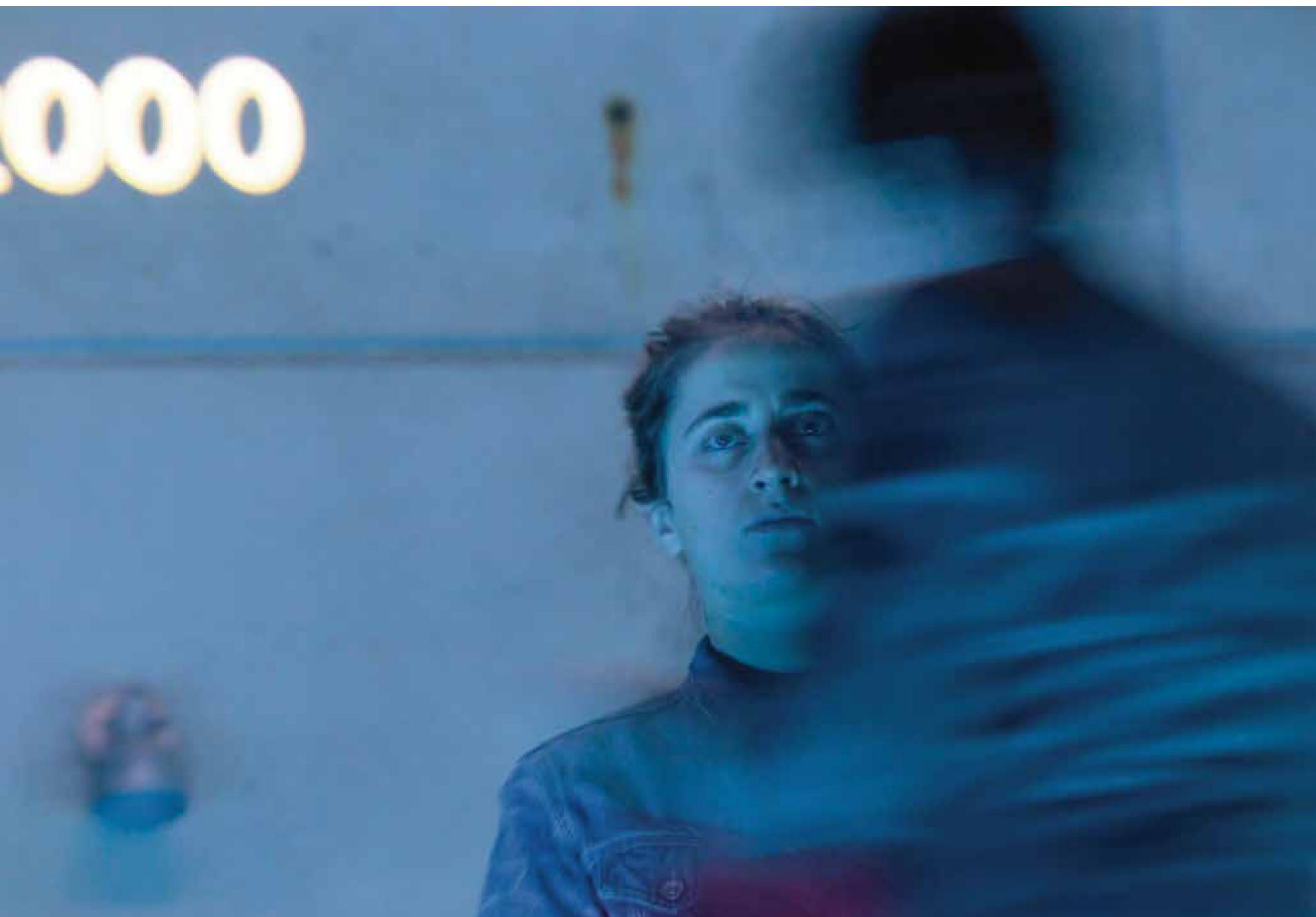
Alice Birchs Theaterstück »Anatomie eines Suizids« ist eine kunstvolle Komposition fragmentierten Sprechens in solch hochtoxischen Situationen. Ihre Figuren kreisen vorsichtig mit Bruchstücken alltäglicher Sätze um einander und das Thema herum und weisen sich doch immer wieder brüsk zurück im Missverständnis ihrer unvollständigen Äußerungen. Statt Dialog herrscht ein formvollendetes System, das ihr Unbehagen nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Welt zum Ausdruck bringt und sie zurückstößt in die Einsamkeit des Leidens an sich, an diesem Weltverständnis, an einander. Doch stets ist die Atmosphäre spannungsgeladen gerade im Nicht-Gesagten, im vorausweisenden Vorwegnehmen potentieller Aggressionen, die dadurch nicht gemindert, sondern an anderer Stelle eruptiv zu Tage treten – sei es gegen sich selbst oder gegen die anderen.

Wir befinden uns in einer Klinik. Clara, die erste der drei zentralen Frauenfiguren, beginnt das Stück mit einer Entschuldigung: „Tut mir leid“. Überhaupt entschuldigen sich die Frauen sehr oft in diesem Stück. Erst nach und nach erfahren wir, dass Clara gerade einen gescheiterten Suizidversuch mit Tabletten und aufgeschnittenen Pulsadern hinter sich hat. Während sie selbst von einem „Unfall“ spricht, der allerdings jegliche Schuldhaftigkeit ausschließen würde, nimmt sie gleichzeitig die Perspektive ihrer Umgebung ein, die ihrer Tat per se eine moralische Schuld zuweist, auch wenn es sich um eine Krankheit oder gar eine freie Entscheidung handeln mag. Da die Ursache nicht

Viren und Bakterien sein können, muss der Fehler woanders liegen – am ehesten im Geschlecht selbst. So haftet der Depression noch immer das Weibliche an (wenngleich Statistiken mit dem Gegenteil überraschen). Hans, Claras Ehemann, reagiert entsprechend mit stammelnder Wut, Hilflosigkeit, Anklage, Liebesbekundungen. Doch Clara sagt „Nein“ mit der gleichen Hartnäckigkeit, wie Hans sein „Ja“ vertritt. Das kommunikative Vakuum zeigt sich als strukturelles Grundproblem der Geschlechterbeziehung.

Zweite Szene. Jetzt wird das Bild aufgefächert in zwei verschiedene Schauplätze, die simultan mit zwei Handlungssträngen bespielt werden. Während sich Clara in ihrer Küche aufhält, lernen wir Anna, die zweite Protagonistin, wiederum in einer Klinik kennen: verletzt, betrunken, vollgepumpt mit Drogen. Anna, das sollen wir später erfahren, ist die Tochter von Clara und Hans. Ihre ersten Worte lauten: „Tut mir leid.“ In der dritten Szene schließlich betritt in einem dritten Erzählstrang Bonnie die Bühne – wir befinden uns erneut in einer Klinik. Sie arbeitet dort als Ärztin. Ihr erstes Wort heißt „Entschuldigung“. Bonnie, so hören wir später, ist die Tochter von Anna und die Enkelin von Clara. Alle drei Frauen befinden sich jeweils in ihren eigenen Zeitzonen, in denen chronologisch die einzelnen Handlungen fortgeschrieben werden. Während die Figuren der drei Szenarien sich naturgemäß nicht gegenseitig wahrnehmen können, betrachten wir Zuschauer*innen gleichzeitig das ungleichzeitige Geschehen auf der Guckkastenbühne. Das wesentliche Kompositionsprinzip von Alice Birchs Partitur basiert auf der vertikalen Parallelmontage, wie sie uns in Filmen begegnet und ihren ersten Vorläufer in einer der frühesten Theaterformen findet – der mittelalterlichen Simultanbühne geistlicher Spiele. Wie in einer Fuge werden Themen und Motive von Erzählung zu Erzählung weitergereicht und variiert. Zugleich schreibt Birch ihrer Partitur psychologisch tiefe und komplexe Figuren ein. So hat ihr Stück etwas Unbarmherziges, Sezierendes wie es auch tieftraurig, berührend und poetisch ist, – oft voller Wut und dennoch mit einer besonderen Art melancholischen Humors. In dieser dramaturgisch raffinierten Bauart manifestiert sich die zentrale Fragestellung, die die feministische Autorin Alice Birch zu ihrem Text bewegte. „I’m interested in whether trauma can be passed on through DNA“, sagte sie in einem Interview. Wie wirkt es sich auf den Mikrokosmos Familie aus, wenn sich eine Mutter selbst tötet? Depression und Suizid von Müttern ist nach wie vor tabuisiert in unserer patriarchal geprägten Gesellschaft. Der Familie einer nicht-funktionierenden Mutter haftet ein gesellschaftlicher Makel an, insbesondere den weiblichen Mitgliedern dieser Familie wird eine erhöhte Anfälligkeit für Folge-Depression und -Suizid unterstellt. Dieser biologistischen Weltanschauung setzt Alice Birch nicht nur die Frage nach der Verantwortung von sozialer Umgebung entgegen, sondern auch nach dem Recht auf Freiheit des weiblichen Körpers. So befreit sich die Figur Bonnie in dritter Generation aus der Behauptung der ansteckenden, genetisch determinierten Suizidgefährdung, indem sie die radikale Selbstbestimmung über ihren Körper unter Aufhebung seiner Fortpflanzungsfunktion fordert.

Alice Birch wurde 2018 für »Anatomie eines Suizids« mit dem Blackburn Prize für außergewöhnliche Theaterstücke junger Autorinnen ausgezeichnet.





Ingeborg Bachmann

Hinter der Wand

Ich hänge als Schnee von den Zweigen
in den Frühling des Tals,
als kalte Quelle treibe ich im Wind,
feucht fall ich in die Blüten
als ein Tropfen,
um den sie faulen
wie um einen Sumpf.
Ich bin das Immerzu-ans-Sterben-Denken.

Ich fliege, denn ich kann nicht ruhig gehen,
durch aller Himmel sichere Gebäude
und stürze Pfeiler um und höhle Mauern.
Ich warne, denn ich kann des Nachts nicht schlafen,
die andern mit des Meeres fernem Rauschen.
Ich steige in den Mund der Wasserfälle,
und von den Bergen lös ich polterndes Geröll.

Ich bin der großen Weltangst Kind,
die in den Frieden und die Freude hängt
wie Glockenschläge in des Tages Schreiten
und wie die Sense in den reifen Acker.

Ich bin das Immerzu-ans-Sterben-Denken.

Anne Sexton

Sterben wollen

Da du fragst, an die meisten Tage erinnere ich mich nicht.
Ich gehe in meinen Kleidern, man sieht mir die Reise nicht an.
Dann kehrt die fast unsägliche Lust zurück.

Nicht einmal dann hab ich was gegen das Leben.
Ich kenne sie gut, die Grashalme, die du erwähnst,
die Möbel, die du in die Sonne gerückt hast.

Aber Selbstmörder haben eine besondere Sprache.
Wie Zimmerleute fragen sie nur: *welches Werkzeug*,
niemals jedoch: *warum bauen*.

Zweimal habe ich mich so einfach erklärt,
habe den Feind besessen, den Feind gegessen,
seine Kunst, seine Magie übernommen.

Auf diese Weise, schwer und gedankenvoll,
wärmer als Öl oder Wasser,
hab ich mit Sabber am Mundloch ausgeruht.

An meinen Körper auf des Messers Schneide hab ich nicht gedacht.
Sogar die Hornhaut war weg, der letzte Rest Urin.
Selbstmörder haben den Körper schon immer betrogen.

Totgeboren, sterben sie nicht immer, können aber,
geblendet, eine Sucht nicht vergessen, so süß,
dass sogar Kinder lächelnd hinschauen würden.

Sich all das Leben unter die Zunge zu stopfen! –
das wird von ganz allein zur Leidenschaft.
Der Tod ist eine triste Knochenfrau, geschunden, sagtest du immer,

und doch wartet sie auf mich, Jahr für Jahr,
um behutsam eine alte Wunde zu tilgen,
meinen Atem aus seinem elenden Gefängnis zu befreien.

So eins mit sich, finden Selbstmörder manchmal zusammen,
wüten gegen die Frucht, einen aufgepumpten Mond,
lassen das Brot, das sie mit einem Kuss verwechselten, liegen,

lassen das Buch achtlos aufgeschlagen,
lassen etwas ungesagt, den Hörer neben der Gabel
und die Liebe, egal welche, eine ansteckende Krankheit.

May Ayim

testament

ich weiß nicht
woher ich das weiß
ich weiß nur
dass ich nicht
alt werden werde

eine krankheit zerfrisst
seit langem mein herz

deshalb mein testament

Karoline von Günderrode

Liebst du das Dunkel

Liebst du das Dunkel
Thauigter Nächte
Graut dir der Morgen
Starst du ins Spatiroth
Seufzest beym Mahle
Stösest den Becher
Weg von den Lippen
Liebst du nicht Jagdlust
Reizet dich Ruhm nicht
Schlachtengetümmel
Welken dir Blumen
Schneller am Busen
Als sie sonst welkten
Drängt sich das Blut dir
Pochend zum Herzen.





Der Mann im Jasmin

Eindrücke einer Geisteskrankheit

Sie scheint einen ganz normalen Eindruck auf die Besitzerin der Pension zu machen, denn man empfängt sie freundlich und gibt ihr ein Zimmer. Sie bezahlt die Miete für eine Woche im Voraus, nimmt ein Bad und legt sich ins Bett. Wie wird sie ihre Existenz in Berlin beginnen? Sie denkt darüber nach, und findet keine andere Lösung, als wieder damit zu beginnen, Kurzgeschichten zu schreiben, um sie in den Berliner Zeitungen zu veröffentlichen. Ja, das wäre möglich – auf diese Weise hat sie während mehrerer Jahre ihr Geld verdient, ehe sie nach Paris kam. Sie fürchtet sich nicht. Sie befindet sich in einer jener seltenen Perioden des Mutes: Alles, was sie will, kann gelingen. Das Problem ist also gelöst.

Diese Sorglosigkeit, die Freude auf ein neues Leben in der geliebten Stadt, bereitet ihr einen gesunden Hunger, und sie steht auf, um in ein Restaurant zu gehen.

Es ist dunkel geworden. Sie leidet, von ihrer Kindheit an, an einem Mangel des Orientierungs-Sinnes. Selbst, wenn sie den gleichen Weg schon zehnmal gegangen ist, findet sie ihn beim elften Mal nicht wieder.

Es kommt ihr eine geniale Idee: Sie wird sich führen lassen. Jetzt ist sie auf der Straße und richtet stumm ihre Fragen an ihn, und seine Antworten kommen sofort. Kurz und deutlich gibt er ihr die Richtung an, die sie einzuschlagen hat, um in die Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten zu kommen. Sie hört in ihrem Kopf: „Geradeaus – rechts um die Ecke – wieder geradeaus – jetzt links – halt! –“

Sie blickt auf und befindet sich genau vor dem Eingang des Restaurants, das sie gesucht hat. Sie strahlt vor Freude: Diese Verständigung per Distanz entzückt sie. Sie weiß, dass er diese Stadt nicht kennt. Desto mehr bewundert sie seine wirklich überirdischen Fähigkeiten. Beim Überqueren der Joachimthaler Straße fühlt sie die Gegenwart eines Menschen aus Paris: Mit einem kurzen Blick erkennt sie in ihm Man Ray. Einer, der ausgeschickt worden ist, als Zeuge, um diesen großartigen Versuch einer Fernsuggestion zu beobachten?

In dem Restaurant – Aschinger – das sie seit vielen Jahren kennt und wo man für sehr wenig Geld gut isst, verschwindet ihr großer Hunger, und sie bestellt nichts als Tee und Zigaretten.

Als sie das Restaurant verlässt, gibt sie dem Kellner ein großes Trinkgeld und verabschiedet sich mit den Worten „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“.

Auch auf ihrem Rückweg zu ihrer Pension lässt sie sich durch die Stimme in ihrem Inneren leiten, die ihr den Weg angibt.

Sie legt sich in ihrem Zimmer ins Bett und wie seit mehreren Nächten schon, ist sie unfähig, zu schlafen. Plötzlich beginnt der Ofen zu rauchen – dieser Geruch vermittelt ihr den Eindruck als bereite hier ein zweifelhafter und düsterer, unbekannter Chirurg eine schauerliche Operation vor, der sie unbedingt entfliehen muss. Sie verlässt ihr Zimmer, überquert den Gang und öffnet die nächste Tür. Dieses Zimmer ist leer.

Die Erwartung „es kommt Besuch“ beginnt von neuem.

Dieses Mal sind es drei oder vier berühmte Schachspieler aus Paris, die sie in diesem fremden Zimmer erwartet: Man Ray, Max Ernst, Marcel Duchamp. So, wie sie bereit ist, in einer späteren Zeit die weiß gekleideten Ärzte „Götter“ zu nennen, so glaubt sie hier, dass diese Männer, die alt sind und die sie erwartet, heimliche Könige sind. Aber niemand kommt. Es ist notwendig, dass sie hier ein Feuer in dem Ofen anzündet. Das alte Spiel mit dem weißen Rauch, aus dem die Gestalt des weißen Mannes erscheinen wird, beginnt von neuem. Sie weiß nicht warum – sie steckt eine Weckeruhr in den Ofen und eine Brieftasche, die sie findet. Aber das Feuer will nicht brennen. Sie öffnet den Kleiderschrank und erkennt an den Sachen, die sich darin befinden, dass dieses Zimmer einem jungen Mann gehört. Sie zieht seinen dunkelblauen „Steward“-Mantel an und in dieser Uniform fühlt sie die Lust, zu reisen. Berlin im Flugzeug zu verlassen, um nach Paris zurückzukehren.

Eine Idee wechselt mit einer neuen Idee. Es war ihr – trotz ihrer deutlichen Wehen – nicht möglich, Berlin neu auf die Welt zu bringen. Sie vergisst es – so wie sie fast alles vergisst, was ihr noch vor fünf Minuten als unglaublich wichtig vorkam. Jetzt will sie das Zimmer verlassen – sie will zum Flugplatz. Aber es ist ihr unmöglich, die Türen zu öffnen. Hat man sie hier eingeschlossen? Kindlich und romantisch, wie sie seit immer gewesen ist, verbeugt sie sich dreimal tief und feierlich vor dieser Tür und spricht die alte Formel aus dem Märchen in Tausendundeine Nacht „Sesam, Sesam öffne Dich!“

Aber diese Tür lässt sich nicht öffnen, und sie wiederholt ihre kleine Zeremonie bis zur Erschöpfung. Vergeblich! Sie kann das Zimmer nicht verlassen. In plötzlichem Zorn wirft sie eine Vase durch die Glas-Scheibe der Tür, um durch dieses Loch hinaus auf den Gang zu steigen. Das Glas zerbricht mit einem ohrenbetäubenden Lärm – eine Tür wird irgendwo geöffnet, und ein zu Tode erschrockener alter Mann, aus tiefem Schläfe geweckt, erscheint vor dem Zimmer. Er starrt sie an, wie ein Gespenst. Es ist der Besitzer der Pension, den sie bisher noch nicht kennengelernt hat. Er ruft die Polizei. Kurz darauf erscheinen zwei Polizisten, die ihre Papiere prüfen und sie auffordern, sofort die Pension zu verlassen. Mit ihrem letzten Geld bezahlt sie die zerbrochene Glasscheibe in der Tür und geht hinaus auf die Straße. Es ist Nacht. Sie geht einige Schritte, sieht einen Briefkasten und wirft dort ihren Pass hinein. Mit dem Gefühl, dass jemand kommen wird – ein „Abgesandter“ – denn „man“ weiß, dass sie jetzt in Not ist – wartet sie neben dem Briefkasten.

Wer ist es gewesen, der ihr seit ihrer Ankunft in Berlin fast ohne Pause diese schönen Versprechungen gemacht hat, dass man ein großes

Fest feiern wird? Seitdem hat sie die Erwartung nicht mehr verlassen. Sie kommt an einer leeren Nacht-Bar vorüber. Sie geht hinein. Niemand ist darin als ein bleicher Mann, der die Stühle auf den Tisch stellt. Sie sieht ein Telefon. Und sie dreht dreimal hintereinander die 9. Sie wird die 999 anrufen – als sei das die Zentrale, in der der große Hypnotiseur sitzt. Aber die 999 antwortet mit dem feierlichen Rauschen der Leere, mit dem Geräusch, das man aus dem Inneren einer Muschel hört, wenn man diese an das Ohr hält. Und der Mann, hinter seinen Stühlen, fleht sie an, die Bar sofort zu verlassen. Sie sieht, dass er Angst vor ihr hat.

Sie geht auf die Straße und weiß nicht, wohin. Sie ist traurig geworden. Der schöne, fliegende Schritt hat sie verlassen. Der Mangel an Schlaf und Nahrung hat sie schwach gemacht. Wohin – wohin? Sie muss sich irgendwo ausruhen. Sie geht und geht und steht wieder vor dem Bahnhof Zoologischer Garten. Sie sieht im Bahnhof die geöffnete Türe eines Friseurs, und ohne einen Pfennig Geld in der Tasche lässt sie sich die Haare waschen, um sich auszuruhen. Und wie immer ist das ein kleines Fest für sie. Nur wenn sie ihre Haare gewaschen hat, wird es ihr möglich, im Spiegel noch einmal ihr Kindergesicht wieder zu finden. Und dann – sie beginnt wieder zu hoffen – vielleicht wird man heute doch noch das Fest begehen.

Als man von ihr für das Haarewaschen sechs Mark und fünfzig Pfennige verlangt, sagt sie sehr ruhig, dass sie ihr Geld vergessen hat. Da man sie nicht kennt und misstrauisch wird, ruft man sofort die Polizei. Was tut sie, dass die Menschen zu lachen beginnen? Es ist ihr früher nie gelungen, die Menschen zum Lachen zu bringen. Sie legt der zornigen Besitzerin des Geschäfts ein großes Stück Watte auf den Kopf, segnet sie und erklärt sie zum „heiligen Geist“.

Da hört sie einen Mann, der an der Kasse seine Rechnung bezahlt, zu der Besitzerin sagen: „Sehen Sie denn nicht, dass diese Frau verrückt ist?“

Diese Worte machen sie für einen Moment nachdenklich, und sie fragt sich, ob es wahr ist.

Im gleichen Augenblick kommen zwei Polizisten und führen sie aus dem Geschäft. Sie sieht das Polizei-Auto. Sie weiß, das man sie verhaftet hat. Und als sei das nichts als ein Spaß, dreht sie das rote Futter ihres weißen Mantels nach außen und steigt, wie zu einem Fest, in das Auto. Und sie wundert sich, nicht mehr den schönen dunkelblauen Steward-Mantel zu tragen.

Wo ist der geblieben?

Neugierig betritt sie die große Gefängniszelle, in die man sie führt. Sie ist allein. Zwei lange Bänke stehen einander gegenüber. Das große Fenster ist vergittert. Sie legt sich auf eine Bank und ruht sich aus. So bleibt sie lange, ohne sich zu bewegen. Sie hat keine Angst, aber großen Durst. Sie drückt auf die Klingel, und ein Polizist kommt herein und fragt sie höflich, was sie will. Sie bittet ihn um Wasser. Als er ihr einen Becher bringt, stellt sie sich auf ihre Zehenspitzen und gießt dem riesigen Polizisten das Wasser über seine schöne Mütze.

So, wie er es gelernt hat, wenn er angegriffen wird, hebt er seine Faust, um sie k. o. zu schlagen, aber er unterbricht im letzten Augenblick seine Bewegung und geht hinaus. Um sich die Zeit zu vertreiben, beginnt sie zu singen, zu tanzen, zu pfeifen. Da steckt der Polizist seinen Kopf zur

Türe hinein und ruft: „Was sind sie für ein Mensch – wenn sie überhaupt ein Mensch sind?“

Schließlich legt sie sich hin und schläft ein – nach so vielen Nächten ohne Schlaf. Aber am nächsten Morgen sieht sie wieder die kleine Zelle und hat den Eindruck, zu ersticken.

Sie stößt mit dem Stuhl mit aller Gewalt gegen die Türe. Da erscheint die Wärterin – mit dem gleichen mitleidigen Gesicht und führt sie in eine große, andere Zelle, worin sich nichts befindet.

Aus ihren letzten Papiertaschentüchern, die sie zerreisst, rollt sie kleine weiße Kugeln und legt diese Kugeln zu den Buchstaben des Wortes „Libération“ zusammen.

Als dieses große Wort vor ihr auf dem Fußboden liegt, öffnet die Wärterin mit einem Lächeln die Türe und kündigt ihr an, dass sie jetzt dem „Schnell-Richter“ vorgeführt würde.

Warum sind alle plötzlich so nett zu ihr?

Der Schnell-Richter lächelt, die Polizisten, die mit ihm in seinem Büro sind, lächeln, als sie ihnen ihr Abenteuer in der Pension erzählt, und der Schnell-Richter sagt zu ihr: „Wenn das verrückt ist, wollen wir auch verrückt sein.“

„Aber ich bin verrückt“, so erklärt sie den Männern im Zimmer mit großem Ernst. Und sie fügt hinzu: „Ich glaube, ich bin schizophren. Ich glaube, Sie müssen mich nach Wittenau bringen.“

Und das ist ihre Rettung. Man führt sie sofort in einem Auto in die Heilanstalt Wittenau.

Sie verlangt sofort den Arzt zu sprechen. Sie bittet wieder um ihre sofortige Entlassung. Seine Antwort ist vorsichtig. Sie sagt ihm, dass sie gerade jetzt den genügenden Mut gefunden hat, um – draußen – eine neue Existenz zu beginnen, dass sie wieder fähig geworden ist, zu lesen, zu zeichnen, dass sie fürchtet – wenn man sie Monate in Wittenau einsperrt – diesen Mut wieder zu verlieren. Sie weiß sehr gut, wie selten sich die Zeichen des Lebensmutes bei ihr zeigen. Vergeblich.

Da setzt sie sich am nächsten Morgen zu der traurigen Gruppe der Stopferinnen und legt ihre Hände in den Schoß. Die schwarze Depression rückt langsam an sie heran. Wenn sie früher das Wort Depression gehört hat, wenn sie Freunde in solchen Zuständen beobachtet hat, hat sie nie begriffen, welch einen Zustand dieses Wort ausdrücken will. Sie kennt die Melancholie von Kindheit an, aber nicht die Depression. Von Tag zu Tag wird sie unfähiger zu einer Tätigkeit oder zu einem Gespräch mit den anderen Kranken. Selbst das Denken hört auf. Unmöglich für sie, sich an Menschen zu erinnern, die sie beeindruckt haben, um sich ein Beispiel an ihnen zu nehmen.

Unmöglich, an den Reichtum der gelesenen und so geliebten Bücher zurückzudenken oder an die Musik. Ihr Geist arbeitet nicht mehr. Vollkommener Stillstand.

Man zeigt ihr die Reproduktionen von verschiedenen Bildern und Zeichnungen und verlangt dazu ihre Kommentare. „Was denkt diese Frau auf der Treppe, vor der geschlossenen Türe?“ – „Was will dieser Mann mit dem Hammer in der Hand?“ –

Ohne großes Interesse antwortet sie irgend etwas, und man ist zufrieden. Bei dem Bild der Frau, die sich weit über ein Brückengeländer beugt, um in den Fluss hinabzublicken, der schwarz und tief unter ihr

vorbeifließt, hütet sie sich, zu sagen, dass diese Frau die Lust verspürt, sich ins Wasser zu stürzen, um sich zu ertränken. Diese „Falle“, in die man sie mit einer solchen Antwort locken will, ist zu leicht bemerken. Und gleich würde der Arzt die Gedanken des Selbstmordes bei ihr feststellen. Also sagt sie – errötend – : „Dieses Frau blickt dem kleinen Schiff entgegen, das gleich den Fluss heraufkommen wird. In dem Schiff sitzt ihr Mann, der Fischer, den sie zum Abendbrot erwartet.“ Man ist sehr zufrieden mit dieser schönen, dem Leben zugewandten Antwort. Und man entlässt sie. Sie denkt aber: „Wenn hier irgendwo ein Mensch wäre, der mir sagen würde, was ich tun soll, der mich mit Geduld und Intelligenz dazu brächte, dass ich mich intensiv mit etwas beschäftigte, was mir Freude machen würde – vielleicht – vielleicht käme ich dann wieder aus dieser Depression heraus und wäre gerettet.“ Aber niemand ist da – niemand, dessen Autorität sie anerkennen würde, niemand, der ihre Fähigkeiten, die so versunken sind, neu beleben könnte – also gut – dann bleibt sie in ihrer Ecke – dann hebt sie nicht einmal mehr ihren Blick, um ihre Leidensgefährtinnen zu beobachten – dann versinkt sie also immer mehr in den totalen Stumpfsinn. An diesem Tage ruft sie der Chefarzt zu einem kurzen Gespräch: „Ich habe mir Ihre Zeichnungen angesehen, ebenso wie Ihre in den Zeitungen veröffentlichten Geschichten. Um ganz offen zu sein: Wir wissen nicht recht, was wir hier mit Ihnen beginnen sollen. Sie sind ein besonderer, ein ungewöhnlicher Fall für uns.“ „Dann bitte ich Sie von ganzem Herzen, mich so schnell wie möglich aus Wittenau zu entlassen“ – so fleht sie ihn an – so versucht sie, ihn zu beschwören – damit sie, vielleicht im letzten noch möglichen Augenblick der Hoffnung, draußen versuchen kann, zu arbeiten, um sich ihr Geld zu verdienen. „Man hat Ihnen bereits gesagt, dass Ihre Entlassung noch nicht möglich ist.“

Was soll sie von dieser Antwort – von diesem Widerspruch denken. Sie gibt es auf. Sie weiß jetzt, dass, wenn sie noch Monate hier bleibt, sie apathisch und hoffnungslos wird. Sie gibt sich auf. Diese schlimmste Epoche fällt in die Zeit kurz vor Weihnachten. Man ruft sie von ihren Männerstrümpfen, deren riesige Löcher sie automatisch mit einem Wollfaden zusammenzieht, bis aus den Löchern dicke Falten entstehen, – denn jetzt soll sie Weihnachtsbaum-Sterne aus Silber- und Goldpapier kleben, wie fast alle anderen Kranken. In diesem Raum, den sie zu hassen beginnt, den man hier „die Arbeits-Stube“ nennt – wird der Weihnachts-Schmuck für alle Häuser der Heilanstalt fabriziert. Man stellt den Radioapparat an und hört die Musik der alten Weihnachts-Gesänge, die jeder von seiner Kindheit an kennt. Da läuft sie hinaus und setzt sich in der Toilette auf den Klosettdeckel und raucht. Und sie macht sich auf die Suche nach einer Flasche, zerschlägt sie und steckt die spitzesten Scherben in die Tasche. In dieser Nacht legt sie sich mit ihren Flaschenscherben zu Bett. Seit einigen Wochen hat man ihr erlaubt, eines der Zwei-Bett-Zimmer zu bewohnen, von denen es hier nur sehr wenige gibt. Sie teilt dieses Zimmer mit einer jungen Frau, die, als Morphiumsüchtige, in Wittenau eine Entziehungskur durchmacht. Und sie wartet, bis ihre Zimmergenossin eingeschlafen ist, um zu versuchen, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Das kann ihr unmöglich gelingen: Sie hat nicht die geringste Ahnung, an welcher Stelle ihrer beiden Handgelenke sie schneiden soll

– und die Flaschenscherben sind nicht scharf genug. Sie schneidet und schneidet und fühlt auch wirklich das Blut herausströmen. Sie befindet sich im Dunkeln, und die Wunden kommen ihr tief genug vor – sie ist beinahe davon überzeugt, dass sie, nachdem sie eingeschlafen sein wird, bis zum Morgen das ganze Blut aus ihrem Körper verloren hat. Sie stellt sich vor, wie man sie am nächsten Tage tot in ihrem Bett finden wird – wie man schließlich das Blut unter der Türe hervor bis in den Gang draußen strömen sieht – über diesen angenehmen Vorstellungen schläft sie ein und erwacht am Morgen in ihrem blutigen Bett. „Ja – wenn ich eine Rasierklinge gehabt hätte...“

Sie steht auf und geht zu einer Krankenschwester. Das ist eine alte, sehr freundliche Frau, die sich nicht sehr wundert über das, was sie in dieser Nacht versucht hat. „Man stirbt nicht so schnell“ – das ist alles, was die Krankenschwester sagt. Und man gibt ihr eine große Beruhigungs-Injektion und bereitet sie darauf vor, dass sie sofort ihr Zimmer und diese Abteilung verlassen muss, um „in den Wach-Saal“ gebracht zu werden, auf die gefürchtete Abteilung B.

Man führt sie durch zwei Türen hindurch, die sofort hinter ihr abgeschlossen werden, und bringt sie zu ihrem neuen Bett im Wach-Saal, den man so nennt, weil er ständig von mehreren Krankenschwestern bewacht wird. Hier lässt man die Kranken nicht für einen Augenblick ohne Aufsicht. Ein Arzt besucht sie jetzt, der ihre Schnittwunden untersucht. Die Verletzungen sind ungefährlich. Der Arzt spricht mit Ironie zu ihr: Ob sie wirklich geglaubt hat, sich mit einer Flaschenscherbe zu töten?

Und sie schämt sich sehr, dass sie nicht tot ist. Aber wie, wie soll man sich in Wittenau töten, selbst wenn man fest dazu entschlossen ist? Kein Haken in der Wand, kein einziger Strick. Die Fenster sind alle vergittert. Rasierklingen sind nicht zu finden. Was wollte sie mit dieser törichten Handlung, an deren Erfolg sie wahrscheinlich selbst nicht geglaubt hat, erreichen?

Man will sie unbedingt aus Wittenau herausholen. Sie empfängt eine Welle, einen Strom von Wärme, Teilnahme, Treue und Unermüdlichkeit von der Seite ihrer Berliner Freunde. Und zwei von ihnen sind sofort bereit, sie bei sich zu Hause aufzunehmen, sobald sie entlassen wird. Und plötzlich – mit einem brennenden Gefühl von Sehnsucht beginnt sie von Paris zu träumen und von dem unterbrochenen Leben mit ihrem einzigen Freund dort, Hans Bellmer, der ihr fast täglich schreibt und der, wie zur Verlockung, die schönsten farbigen Postkarten schickt. Sie bittet ihn in ihren Briefen, wieder mit ihr zusammenzulieben – sie will zu ihm zurück. Und er antwortet ihr sofort, dass er sie erwartet.

Ein befreundeter Berliner Rechtsanwalt beschleunigt ihre Entlassung. Sie ist frei. Kaum aber holen sie ihre Freunde aus Wittenau, um sie, vor ihrer Reise, einige Tage bei sich zu behalten, legt sie sich dort zu Bett und will nicht mehr aufstehen.

An einem Morgen, als sie allein in dieser Wohnung ist, entdeckt sie über der Küchentüre einen soliden Haken in der Mauer und im Badezimmer einen Strick.

Das kleine bisschen Mut, die kurze Flamme der Freude, – vorbei. Als sie auf den Stuhl steigt, um wirklich ihren Kopf durch die Schlinge zu stecken, sieht sie die großen, schönen Augen von zwei Katzen auf sich gerichtet, die sie beobachten. Und die Katzen gähnen, sich streckend,

in ihrer ganzen Würde, Schönheit und Distance und vor allen Dingen in ihrer großen Gleichgültigkeit für den Menschen, der dort auf dem Stuhl steht, mit dem Kopf in der Schlinge. Sie schämt sich vor diesen Tieren. Sie geht zurück in ihr Bett. Sie beginnt damit, sich auf eine für sie sehr verhängnisvoll werdende Art mit ihrem Körper zu beschäftigen. Und nach einigen Tagen treten die Folgen ein. Als seien die Gerüchte, die sie in ihrer Kindheit gehört hat, wahr geworden: Wenn du das tust, dann wirst du blind, dann wirst du gelähmt!

Wenn sie ein Bild, ein Objekt ansieht, so sieht sie nur noch die obere Hälfte. Wenn sie versucht, aufzustehen, dann scheint der Fußboden schräg nach oben anzusteigen, und sie fällt hin.

Sie weiß nicht mehr, wo links und rechts ist. Wenn sie einen Gegenstand in die Hand nehmen will, so greift ihre Hand in eine falsche Richtung. Die Freunde sind entsetzt, sie finden keine Erklärung, es sei denn, eine neue psychische Störung. Und man beschließt ihre Abreise, nachdem man vergeblich versucht hat, sie noch einmal in Wittenau unterzubringen. Dort aber erklärt der Arzt, dass für einen solchen Fall nicht das geeignete Pflege-Personal vorhanden ist. In einem Rollstuhl führt man sie über das Flugfeld zum Flugzeug nach Paris.



1986

2003

2039





Billie Eilish

Listen Before I Go

Take me to the rooftop
I wanna see the world when I stop breathing, turnin' blue
Tell me love is endless, don't be so pretentious
Leave me like you do (Like you do)

If you need me, wanna see me
Better hurry 'cause I'm leavin' soon

Sorry can't save me now
Sorry I don't know how
Sorry there's no way out (Sorry)
But down
Hmm, down

Taste me, the salty tears on my cheek
That's what a year-long headache does to you
I'm not okay, I feel so scattered
Don't say I'm all that matters
Leave me, déjà vu (Hmm)

If you need me, wanna see me
You better hurry, I'm leavin' soon

Sorry can't save me now (Sorry)
Sorry I don't know how (Sorry)
Sorry there's no way out (Sorry)
But down
Hmm, down

Call my friends and tell them that I love them
And I'll miss them
But I'm not sorry
Call my friends and tell them that I love them
And I'll miss them
Sorry

Adelheid Duvanel

Der Therapeut

Früher lebten Julie und der Therapeut in einer Wohngemeinschaft. Nun ist sie aufgelöst. Der Therapeut blieb bei Julie, obwohl er keinen Lohn mehr bezieht. Julie ist tablettensüchtig. Das Gesicht des Therapeuten ist mit zu viel Haut überzogen; Julie packt diese Haut mit ihren weißen Fingern und bewegt sie hin und her; ein lustiges Spiel für sie. Die Tage sind dunkel. Das Wasser glänzt auf dem frisch geteerten Trottoir violett; es wirkt wie Öl. Die Vögel sehen die Sonne nicht, aber sie singen ihre freudigen Lieder. Julie sagt bei jedem Schritt: „Lieber Gott, lieber Gott.“ Einmal sprach sie „lieber Gott“ in ein leeres Glas hinein. Der Therapeut überwacht ihre Atemzüge, registriert ihr Lächeln, macht Notizen, wenn das Lächeln ausbleibt oder in Weinen übergeht, wickelt ihr Kind und besorgt mit seinem Wagen die Einkäufe. Am Anfang und am Ende des Dorfes, in dem Julie und der Therapeut leben, steht das leere Gestell einer Signaltafel. Felsen treten wie steife Jungfern aus dem Wald heraus; die Burg scheint über den Bäumen zu schweben. Julies Mutter könnte nicht sagen, ob der Therapeut einen Bart trägt oder nicht; wahrscheinlich will sie nicht wahrhaben, dass er sein fliehendes Kinn nicht wie früher hinter einem Bart versteckt. Der Therapeut hat Schulden; Julies Mutter bezahlt sie. Julie und der Therapeut bemalen Holzteller: der Therapeut pinselt Blümchen, Julie Kreuze und Kerzen, Julies Mutter kauft die Teller. Einmal neigt sich die Sonne wie eine weiße Rose über den Rand des Himmels. Der Therapeut sitzt in der großen Wohnung auf einem Stuhl und strickt eine Tischdecke. Julie erklärt plötzlich: „In einen Mann mit Motorrad könnt ich mich verlieben; er müsste einen Ohrring tragen.“ Der Therapeut steht auf, verlässt das Zimmer, tritt aus der Wohnungstür, überquert die Straße und kehrt nie mehr zurück.



**Vielleicht werde ich
Plötzlich verschwinden
Weil die Luft nicht mehr reicht
Und nicht aufzufinden
Ist die Leich.**

Abschiedsbrief

Lewes, 28. März 1941

Liebster,

ich spüre mit Sicherheit, dass ich wieder verrückt werde. Ich glaube, dass wir diese schreckliche Zeit nicht noch einmal durchstehen können. Dieses Mal werde ich mich nicht erholen. Ich beginne, Stimmen zu hören, und ich kann mich nicht konzentrieren. Ich tue also, was das Beste zu sein scheint. Du hast mir das größtmögliche Glück geschenkt. Du bist mir in jeder Weise all das gewesen, was jemand sein kann. Ich glaube nicht, dass zwei Menschen hätten glücklicher sein können, bis diese schreckliche Krankheit kam. Ich kann nicht mehr kämpfen. Ich weiß, dass ich Dein Leben verschwende, dass Du ohne mich arbeiten könntest. Und das wirst Du, das weiß ich. Du siehst, nicht einmal das hier kann ich ordentlich schreiben. Ich kann nicht lesen. Was ich sagen will, ist: Ich verdanke alles Glück in meinem Leben Dir. Du warst unglaublich geduldig und gut zu mir. Ich möchte das sagen – jeder weiß es. Wenn mich jemand hätte retten können, wärest Du es gewesen. Mich hat alles verlassen außer die Gewissheit Deiner Güte. Ich kann Dein Leben nicht länger verschwenden.

Ich glaube nicht, dass zwei Menschen hätten glücklicher sein können, als wir es waren.

V.

Die Glasglocke

In Doktor Gordons Wartezimmer war es still und beige.

Die Wände waren beige, und der Teppich war beige, die Polstersessel und die Sofas waren ebenfalls beige. Spiegel oder Bilder gab es nicht, nur Urkunden verschiedener medizinischer Fakultäten mit dem Namen von Doktor Gordon in Latein hingen an den Wänden. Blassgrüne, geschwungene Farnwedel und gezackte Blätter von einem viel dunkleren Grün sprossen aus den Keramiktöpfen auf dem Beistelltisch und dem Couchtisch und dem Zeitschriftentisch.

Anfangs wunderte ich mich darüber, dass ich mir in diesem Raum so geborgen vorkam. Dann merkte ich, dass er keine Fenster hatte.

Die Klimaanlage ließ mich frösteln.

Ich trug noch immer Betsys weiße Bluse und den Dirndlrock. Sie waren ein wenig schlaff, weil ich sie während der drei Wochen zu Hause nicht gewaschen hatte. Der verschwitzte Baumwollstoff verströmte einen säuerlichen, aber freundlichen Geruch.

Auch mein Haar hatte ich seit drei Wochen nicht gewaschen.

Und seit sieben Nächten hatte ich nicht geschlafen.

Meine Mutter sagte, ich müsse geschlafen haben, es sei unmöglich, so lange Zeit nicht zu schlafen, aber wenn ich geschlafen hatte, dann mit weit offenen Augen, denn ich hatte die grüne, glimmende Bahn des Sekundenzeigers, des Minutenzeigers und des Stundenzeigers an der Uhr neben dem Bett Nacht für Nacht seit sieben Nächten durch alle Kreise und Halbkreise verfolgt und hatte keine Sekunde, keine Minute und keine Stunde ausgelassen.

Meine Kleider und mein Haar hatte ich nicht gewaschen, weil es mir albern vorkam.

Vor mir sah ich die Tage des Jahres wie eine lange Reihe strahlend-weißer Schachteln, und der Schlaf trennte jede Schachtel von der nächsten wie ein schwarzer Schatten. Für mich jedoch war die lange Reihe der Schatten zwischen den Schachteln plötzlich zusammengeschnürt, und nun lagen grell leuchtend nur noch Tage vor mir, eine breite weiße, unendlich trostlose Straße.

Ich fand es albern, mich an einem Tag zu waschen, wenn ich mich am nächsten gleich wieder waschen sollte.

Schon der Gedanke langweilte mich.

Ich wollte alles ein für allemal erledigen und dann fertig sein.

„Wie wäre es, wenn Sie mir mal erzählen, was Ihrer Meinung nach nicht in Ordnung ist?“

Misstrauisch drehte und wendete ich die Wörter wie runde, vom Meer geschliffene Kiesel, die womöglich plötzlich eine Kralle ausfahren und sich in etwas ganz anderes verwandelten.

Was meiner Meinung nach nicht in Ordnung war?

Das klang, als wäre in Wirklichkeit alles in Ordnung, als würde ich nur meinen, etwas sei nicht in Ordnung. Mit gleichgültiger, ausdrucksloser Stimme – um ihm zu zeigen, dass ich mich von seinem guten Ausse-

hen und seinem Familienfoto nicht betören ließ – erzählte ich Doktor Gordon, dass ich nicht schlafen und nicht essen und nicht lesen könne. Von meiner Handschrift, die mich am meisten beunruhigte, erzählte ich ihm nicht.

„Bis nächste Woche also.“

Die vollbusigen Ulmen wölbten einen Tunnel aus Schatten über die gelben und roten Ziegelfassaden an der Commonwealth Avenue, und eine Straßenbahn hangelte sich auf schmaler Silberspur nach Boston. Ich wartete, bis sie vorüber war, und ging dann zu dem grauen Chevrolet hinüber, der auf der anderen Straßenseite parkte.

Blass wie eine Zitronenscheibe sah mir das ängstliche Gesicht meiner Mutter durch das Wagenfenster entgegen.

Sie startete den Wagen.

Erst als wir im kühlen Tiefseeschatten der Ulmen dahinglitten, sagte sie: „Doktor Gordon meint, dein Zustand habe sich überhaupt nicht gebessert. Er meint, eine Schockbehandlung in seiner Privatklinik in Walton werde dir vielleicht guttun.“

Eine prickelnde Neugier packte mich, als hätte ich gerade eine furchtbare Schlagzeile über jemand anderen gelesen. „Meint er, ich soll dort leben?“

„Nein“, sagte meine Mutter, und ihr Kinn bebte. Ich war mir sicher, dass sie log.

„Sag die Wahrheit“, fuhr ich sie an, „sonst rede ich kein Wort mehr mit dir.“

„Sage ich dir nicht immer die Wahrheit?“, erwiderte meine Mutter und brach in Tränen aus.

Ich stieg Doktor Gordons Jackenrücken nach.

Unten in der Halle hatte ich versucht, ihn zu fragen, wie die Schockbehandlung sein würde, aber als ich den Mund öffnete, kamen keine Wörter heraus, meine Augen wurden nur größer und starteten in das lächelnde, vertraute Gesicht, das vor mir schwebte wie ein Teller voll freundlicher Beteuerungen.

Und als mich Doktor Gordon in ein kahles Zimmer auf der Rückseite des Hauses führte, sah ich, dass die Fenster in diesem Trakt tatsächlich vergittert waren und dass die Zimmertür und die Tür des Wand-schranks und die Schubladen der Kommode und alles, was sich öffnen und schließen ließ, mit Schlüssellöchern versehen war, so dass man es verschließen konnte. Ich legte mich auf das Bett. Eine schielende Krankenschwester kam. Sie band mir die Armbanduhr ab und ließ sie in ihre Tasche gleiten. Dann begann sie, mir die Klammern aus dem Haar zu ziehen.

Doktor Gordon schloss eine Abstellkammer auf, zog einen Rolltisch hervor, auf dem eine Maschine stand, und schob ihn hinter das Kopfende meines Bettes. Die Krankenschwester begann, mir die Schläfen mit einem übelriechenden Fett einzureiben.

Als sie sich über mich beugte, um die der Wand zugewendete Seite meines Kopfes einzufetten, schob sich ihre dicke Brust wie eine Wolke oder ein Kissen über mein Gesicht. Ein undeutlicher medizinischer Gestank ging von ihrer Haut aus.

„Nur keine Angst“, grinste die Krankenschwester zu mir herunter.

„Beim ersten Mal ist jeder zu Tode erschrocken.“



Ich versuchte zu lächeln, aber meine Haut war steif geworden, wie Pergament.

Doktor Gordon befestigte zwei Metallplatten an beiden Seiten meines Kopfes. Mit einem Band, das sich mir in die Stirn einschneidete, schnallte er sie fest und gab mir einen Draht zu beißen. Ich schloss die Augen.

Es trat eine kurze Stille ein, wie ein Atemanhalten.

Dann kam etwas über mich und packte und schüttelte mich, als ginge die Welt unter. Wii-ii-ii-ii schrillte es durch blau flackerndes Licht, und bei jedem Blitz durchfuhr mich ein gewaltiger Ruck, bis ich glaubte, mir würden die Knochen brechen und das Mark würde mir herausgequetscht wie aus einer zerfasernden Pflanze.

Ich fragte mich, was ich Schreckliches getan hatte.



Alfonsina Storni

Epitaph für mein Grab

Hier ruh ich: Jeder, der sich bückt, kann es lesen: ALFONSINA.

Hier ruh ich, und weil mir jede Empfindung fehlt, erhole und freue ich mich in dieser Grube.

Die trüben, toten Augen bewegen sich nicht mehr, aus den ausgekörnten Lippen kommt kein Seufzer.

Ich schlaf entspannt meinen ewigen Schlaf, man ruft mich zwar, aber ich dreh mich nicht um.

Über mir türmt sich die Erde. Ich fühle sie nicht, der Winter kommt, aber ich spüre keine Kälte:

Der Sommer bringt meine Träume nicht zum Reifen und der Frühling kann meinen Puls nicht beschleunigen.

Das Herz bebt und schlägt nicht und macht keine Sprünge, ich bin weit weg von den Frontlinien.

Sag mir doch, Fremder, was zwitschert jener Vogel? Übersetz mir bitte sein verwirrendes Lied:

„Der Neumond wird geboren, man riecht das Meer, und schöne Körper baden im Schaum.

Entlang dem Strand geht ein Mann, an seinen Lippen saugt eine närrische Biene.

Unter weißem Gewebe verlangt der Rumpf nach einem andern Rumpf, der lebt und stirbt.

Seeleute träumen am Bug
und auf den Booten singen Mädchen.

Die Schiffe lichten die Anker und in deren hellen Höhlen brechen Männer zu neuen Ufern auf.

Die Frau, die unter der Erde schläft
und mit ihrer Grabschrift das Leben verhöhnt,
schrieb, weil sie eine Frau war, auf ihr Grab eine weitere Lüge: Ich hab
genug.“





Nachweise

Texte:

»Vorsicht, Lebensgefahr« von Sybille Meier ist als Originalbeitrag erschienen in: Theater heute – Das Jahrbuch 2019 / Adelheid Duvanel: Das verschwundene Haus. Darmstadt 1988 / Alfonsina Storni: Verse an die Traurigkeit. Zelg 1995 / Anne Sexton: All meine Lieben. Lebe oder stirb. Frankfurt am Main 1996 / Billie Eilish: Listen Before I Go. Santa Monica 2019 / Inge Müller: Dass ich nicht erstickte am Leisesein. Berlin 2002 / Karoline von Günderrode: Der Schatten eines Traumes. München 1997 / May Ayim: Weitergehen. Berlin 1992 / Pilar Baumeister: Wir schreiben Freitod... Schriftstellersuizide in vier Jahrhunderten. Berlin 2010 / Sylvia Plath: Die Glasglocke. Frankfurt am Main 2003 / Thomas Macho: Das Leben nehmen. Berlin 2017 / Unica Zürn: Gesamtausgabe. Prosa 3. Berlin 1991 / Virginia Woolf: Briefe 2. Frankfurt am Main 2007

Die Uraufführung »Anatomy of a Suicide« von Alice Birch in der Regie von Katie Mitchell fand 2017 am Royal Court Theatre, London, statt.





Wir danken ragazza e. V. für die Unterstützung.

Bilder:

Probenfotos von Stephen Cummiskey

Seite 4-5: Julia Wieninger, Gala Othero Winter, Sandra Gerling / Seite 8-9: Gala Othero Winter / Seite 10: Julia Wieninger / Seite 15: Sandra Gerling / Seite 16-17: Josefine Israel, Gala Othero Winter, Tilman Strauß / Seite 25: Julia Wieninger, Paul Herwig / Seite 26-27: Julia Wieninger, Christoph Jöde, Gala Othero Winter, Paul Herwig, Tilman Strauß, Sandra Gerling / Seite 28: Paul Herwig, Gala Othero Winter / Seite 30: Ruth Marie Kröger, Gala Othero Winter, Christoph Jöde / Seite 36: Sandra Gerling / Seite 38: Tilman Strauß, Gala Othero Winter / Seite 40-41: Christoph Jöde, Julia Wieninger, Ruth Marie Kröger, Gala Othero Winter / Seite 42: Michael Weber, Gala Othero Winter, Ruth Marie Kröger

Für das Make-Up der Darsteller*innen werden Produkte von MAC verwendet.

  SchauspielhausHamburg
 schauspielHHaus
 hoerspielhaus

Impressum:

Neue Schauspielhaus GmbH Vi.S.d.P. Geschäftsführung: Intendantin Karin Beier, Kfm. Direktor Peter F. Raddatz / Redaktion: Finnja Denkwitz, Sybille Meier / Konzept: velvet.ch / Gestaltung: Julian Regenstein / Druck: Langebartels & Jürgens GmbH

